

- 1 Bd. 1: *La volonté de savoir*. Paris 1976: Gallimard; dt. *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt a. M. 1983: Suhrkamp
- 2 Bd. 2: *L'usage des plaisirs*. Paris 1984: Gallimard; dt. *Der Gebrauch der Lüste*. Frankfurt a. M. 1986: Suhrkamp
- 3 Bd. 3: *Le souci de soi*. Paris 1984: Gallimard; dt. *Die Sorge um sich*. Frankfurt a. M. 1986: Suhrkamp

Illouz, Eva: *Warum Liebe endet. Eine Soziologie negativer Beziehungen*. Übersetzt von Michael Adrian, Berlin 2018: Suhrkamp, 447 Seiten

Johannes Kleinbeck

Ausgehend von einem psychoanalytischen Denken wäre es zunächst naheliegend, Eva Illouz' in der Übersetzung von Michael Adrian erschienene Studie mit dem Titel *Warum Liebe endet* kopfschüttelnd beiseitezulegen. Naheliegend wäre das vielleicht zunächst, weil die sich häufig auf Axel Honneth berufende Soziologin hier wie in ihren bisherigen, zahlreichen Schriften zur Liebe im Zeitalter des Kapitalismus davon auszugehen scheint, Affekte, Emotionen und sexuelle Begierden ließen sich zumindest prinzipiell wie eindeutig bestimmte, widerspruchsfreie, auf einzelne Personen reduzierbare Einheiten beschreiben. Freuds Begriff der Übertragung, der Gefühlsambivalenz, aber auch seine allzu häufig als versicherndes Credo zitierte, eigentlich aber nur als vorsichtige Vermutung formulierte Überlegung, »etwas in der Natur des Sexualtriebes« könne der »vollen Befriedigung« vielleicht »nicht günstig« sein, sind Illouz' Prämissen gewiss nicht. Vielmehr wirft sie schon in der Einleitung einer von ihr nie

genauer bestimmten »Psychoanalyse« vor, die »emotionale Ungewissheit im Bereich von Liebe, Romantik und Sexualität« zu essenzialisieren und so deren geschichtliche Bedingtheit durch »gesellschaftliche Strukturen« zu verkennen. Hatte ein vergleichbarer Vorwurf bei so unterschiedlichen Autoren wie Wilhelm Reich, Herbert Marcuse oder Gilles Deleuze noch dazu geführt, die sexuelle Befreiung gegen die Sexualmoral des Kapitalismus und seine Triebstrukturen zu propagieren, weist Illouz in ihren materialreichen Analysen in eine entgegengesetzte Richtung: Gerade im Zuge der »sexuellen Befreiung« sei die Sexualität zu einer »Ware« geworden, die in einer »wettbewerbsorientierten sozialen Arena« durch »Zurschaustellung von Körpern einen Mehrwert bezieht«: »Ironischerweise stellt also nicht die Sexualität das Unbewusste der Konsumkultur dar, sondern die Konsumkultur ist zu jenem unbewussten Trieb geworden, der die Sexualität strukturiert.« Aus diesem Wandel entstehe eine »soziale Form«, deren Beschreibung und Deutung im Zentrum von Illouz' Studie steht: »eine neue Form von (Nicht-)Sozialität«, nämlich eine ihr zufolge gegenwärtige, allseits beobachtbare Tendenz, verbindliche Beziehungen in der Liebe aufzulösen, aufzuschieben oder prinzipiell zu vermeiden. Diese »Flüchtigkeit« und »Desorganisation des Privat- und Intimlebens« wird hier demnach nicht wie häufig in der Soziologie auf eine mangelnde Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft oder Religion zurückgeführt. Vielmehr habe Illouz

zufolge die »Institutionalisierung der sexuellen Freiheit mittels Konsumkultur und Technologie« im Zuge von Tinder & Co »die Substanz, den Rahmen und das Ziel« emotionaler Beziehungen grundlegend erschüttert. Zwar laufe beim unverbindlichen Sex jetzt zumeist »alles rund«, dafür trenne sich das sexuelle Begehren aber zunehmend vom »emotionalen Feld«, auf dem nunmehr eine radikale »ontologische Ungewissheit« und ein für das kapitalistische Konsumverhalten charakteristisches Wahl- und Entscheidungs-Unvermögen herrsche. Auch wenn Illouz den Selbstdarstellungen ihrer Interviewpartner/innen, auf die sie sich in ihren Analysen stützt, vielleicht hin und wieder allzu großen Glauben schenkt, kommt sie zu einem erwägenswerten Befund: Der zunehmenden, von Illouz sogenannten »Kompetenz« im Geschlechtsleben korrespondiere heute ein als Leiden erlebtes »Schwanken der Gefühle«. Illouz' wiederholter Hinweis darauf, dass die »sexuelle Befreiung« zu einer Konsumlogik der sexuellen Praktiken und nicht zuletzt zu einer allgemeinen »sexuellen Abwertung« der Frauen geführt habe, lässt an Freuds *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens* denken, in denen er Anfang des 20. Jahrhunderts nicht nur die »allgemeinste Erniedrigung« der Frau, sondern auch die sexualmoralisch bedingte Aufspaltung von Gefühls- und Sexualleben verhandelt hat. Ausgehend von diesem heute immer noch so wichtigen, aber auch einer kritischen Aktualisierung

harrenden Text lässt sich nicht nur Illouz' *Warum Liebe endet* problematisieren, sondern auch einige Fragestellungen für ein Denken ableiten, das sich anders als Illouz der Psychoanalyse verpflichtet fühlt:

Mit Blick auf die *Beiträge* lässt sich nämlich Illouz' allzu schablonenhafter Abgleich mit der »vomodernen« Ehe, die noch eine vergewissernde »Rahmung« der Liebeswahl und ein eindeutiges »Skript« beim Liebeswerben ermöglicht habe, nur schwer anders denn als Konservatismus oder analytische Ungenauigkeit einordnen. Schließlich hatte Freud gezeigt, dass im Wien der Jahrhundertwende die vermeintliche Verbindlichkeit der Sexualmoral sowie die »sozialen Form« der Ehe zu einem zumindest ähnlichen, »allgemeinsten« Schicksal des Liebeslebens, nämlich zu einer Spaltung zwischen dem geführt hatte, was er »Zärtlichkeit« und »Sinnlichkeit« nennt. Mit dieser Feststellung, wie auch mit der für gesellschaftliche Zusammenhänge etwas blinden Gewissheit, das Sexuelle führe eben wesentlich stets zu irgendeinem Trouble, gilt es sich nun aber nicht in den Sessel zurückzulehnen. Auch wenn man diese Prämisse teilen möchte, gälte es, ohne Illouz' uneingestandener Nostalgie, die gegenwärtigen Ausprägungen dieser »sexuellen Differenz«, ihre gesellschaftlichen, technologischen und systemischen Bedingtheiten, die mit ihnen verbundenen Formen der Gewalt sowie die impliziten oder ganz expliziten Ausschlüsse, Benachteiligungen und Erniedrigungen zu

denken. Gerade hierfür kann aber Illouz mit ihren Analysen und Deutungen eine hilfreiche Stichwortgeberin sein, von der sich das eigene Denken herausfordern lässt. Im Sinne von Marie-Luise Angerers *Vom Begehren nach dem Affekt* könnte man etwa versuchsweise fragen, ob sich die von Alenka Zupančič in ihrem jüngst veröffentlichtem *What is Sex?* so luzide beschriebene »sexuelle Differenz« heute vorwiegend als eine »emotionale Differenz« ausprägt – während das gegenwärtige, von Illouz sogenannte »Handlungsfeld« der »Sexualität« zunehmend als der zumindest verhoffte Ort einer möglichen Selbst-Vergewisserung verhandelt wird. Wäre eine solche Überlegung zur Gegenwart zutreffend oder unzutreffend? Und rührt all das oder rührt es nicht, so könnte man sich weiter fragen, an die bisherigen Grenzen der Psychoanalyse und ihrem Schibboleth?